Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 44

Artikel: Der Pfarrkranz

Autor: Schmitthenner, Adolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647708

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 44
XXII. Jahrgang
1932

Bern,
29. Oktober
1932

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Meine Toten.

Von Annette von Droste-Hülshoff.

Wer eine ernste Fahrt beginnt,
Die Mut bedarf und frischen Wind,
Er schaut verlangend in die Weite
Nach eines treuen Auges Brand,
Nach einem warmen Druck der Hand,
Nach einem Wort, das ihn geleite.

Am Hange schlich ich, krank und matt,
Da habt ihr mir das welke Blatt
Mit Warnungsflüstern zugetragen,
Gelächelt aus der Welle Kreis,
Habt aus des Angers starrem Eis
Die Blumenaugen aufgeschlagen.

Ich fasse eures Kreuzes Stab
Und beuge meine Stirn hinab
Zu eurem Gräserhauch, dem stillen:

Ein ernstes Wagen heb ich an,
So tret ich denn zu euch hinan,
Ihr meine stillen strengen Toten!
Ich bin erwacht an eurer Gruft,
Aus Wasser, Feuer, Erde, Luft
Hat eure Stimme mir geboten.

Was meine Adern muß durchziehn,
Sah ichs nicht flammen und verglühn,
An eurem Schreine nicht erkalten?
Vom Auge hauchtet ihr den Schein,
Ihr meine Richter, die allein
In treuer Hand die Waage halten.

Zumeist geliebt, zuerst gegrüßt,
Laßt, lauter wie der Aether fließt,
Mir Wahrheit in die Seele quillen.

Wenn die Natur in Hader lag
Und durch die Wolkenwirbel brach
Ein Funke jener tausend Sonnen, —
Sprecht aus der Elemente Streit
Ihr nicht von einer Ewigkeit
Und unerschöpften Lichtes Bronnen?

Kalt ist der Druck von eurer Hand,
Erloschen eures Blickes Brand
Und eurer Laut der öde Odem;
Doch keine andre Rechte drückt
So traut, so hat kein Aug geblickt,
So spricht kein Wort, wie Grabesbrodem!

Der Pfarrkranz.

Erzählung von Adolf Schmitthenner.

1

Landpfarrerssöhne sind eine bitterböse Rasse. Ich meine, solange sie noch Buben sind. Später werden in der Regel tüchtige Männer daraus. Aber in den Jahren, wo noch des Vaters Studierstube ihr Gymnasium ist, der oberste Wipfel des Kastanienbaumes ihr Empfangszimmer, die Ortsgemarkung ihr Spielplatz und die Dorfjugend ihr Gefolge, sind sie auf dem besten Wege, gemeingefährliche Herrenmenschen zu werden. Viel besser als die Stadtknaben verstehen sie später in der Obersekunda, mit welchen Gefühlen der Spartiate durch die Reihen der Periöken wandelte oder auf welche Weise eine Tyrannis entstehe: das haben sie ja selber alles erlebt. Wenn sie von dergleichen Dingen hören, lächeln sie dem Lehrer verständnisvoll zu, und dann schauen sie trüben Blicks an den Bänken vorüber in den kahlen Winkel zwischen Papierkorb und Katheder hinein, und sie gedenken vergangener Herrlichkeit.

Ja, es war Herrlichkeit! Und vergangen ist sie auf immer!

Welch ein Gegensatz!

Jetzt stehen die feinen Stadtknaben um den Landpfarrersbub herum, der, zur Probe aufgenommen, in der hintersten Bank sitzt, und betrachten ihn sich.

„Du, schau einmal dem seinen Hemdkragen an; das ist noch einer von den angewachsenen."

„Was er große Augen macht und einen so rührend ansieht!"

„Und seine Frisur! Die ist ja gottvoll! Wie geleimt!"

„Die hat wohl ein Landschuster verpicht."

Solche Reden schwirren ihm um die Ohren wie Bremsen um einen Pferdekopf.

Wegen seiner Treuherzigkeit und weil er der Kleinste und Jüngste ist, wird er das Klassenkind genannt und in allgemeinen Schutz genommen — er, der früher der allgemeine Beschützer gewesen war, der Beherrscher aller Heuwagen, des Bahnschlittens, der Gemeindekelter und der Fohlenweide. Bisher war seine Tracht für die Söhne der Müller, Oekonomen und Krämer vorbildlich gewesen, und jetzt bekommt er's zu spüren, daß es eine schlimme Sache ist, kürzere Hosen und plumpere Stiefel zu tragen als die andern.

Doch überlassen wir es getrost ihm selber, wie er solchen Mängeln zum Trotz sich zur Geltung bringe. Wir wollen von dem Tage erzählen, an den er zurückdenkt, während er mit träumerisch glänzenden Augen den dozierenden Lehrer anschaut. —

Es war Pfarrkranz bei uns, und siebzehn, sage siebzehn meinesgleichen auf einem Haufen. Wer sich vorstellen kann, was dies bedeutet, wenn zugleich das ganze Haus voll großer Gäste ist, der wird begreifen, daß das Lächeln meiner gütigen Mutter etwas gezwungen aussah, als hinter dem dritten und vierten Ehepaar, die miteinander in die Stube traten, ein beträchtliches Kinderhäufchen sich hereinschob, die angesammelte Schar hoffnungsvoller Jugend zu vermehren; und niemand wird ihr den Seufzer verargen, der ihr hörber entwich, als das fünfte und letzte Paar die Vorgänger noch überbot, denn es trat selbsechst zur Stube herein. So kamen denn siebzehn Pfarrersbuben zusammen. Das heißt, wenn man es mit dem Geschlecht genau nimmt, waren es nur dreizehn. Wer aber weiß, daß bei solchen Gelegenheiten der Töchter Tatkraft nicht geringer und ihre Ausdauer zäher ist als die der Söhne, der wird mir recht geben, wenn ich sage: siebzehn meinesgleichen waren auf einem Haufen.

Und noch etwas Achtzehntes tründelte um uns herum. Das war nun ein wirkliches Mädchen und wurde demgemäß von uns Buben geschätzt: Numero achtzehn war überzählig und überflüssig.

Wäre es Sommer gewesen, so hätten wir uns im Garten und auf der Dorfstraße zerstreuen können. Nun aber war es ein trüber Novembertag. Jedermann trug einen Regenschirm. Zwar brachten sie ihn alle trocken in unser Haus, aber jeden Augenblick konnte der Regen losbrechen, und erst gegen Abend hellte sich das Wetter auf. Von frisch geschmolzenem Schnee waren die Gassen kotig und die Gartenwege grundlos; so war die Kinderschar in unser mäßig großes Pfarrhaus und in ein winziges gepflastertes Höfchen, das für diesen Tag gesäubert und entleert worden war, eingesperrt.

Sobald meine Mutter das Anwachsen der Gefahr bemerkte, befahl sie ihrer Aeltesten, aus dem Kreise der Großen zu scheiden und sich den Kindern zu widmen. Das war wohlgetan, und meine Mutter konnte sich nun mit ruhigerem Herzen ihren Pflichten an den Erwachsenen hingeben.

Der erste Teil, nämlich die Abfütterung, ging denn auch ohne sonderliches Ereignis vorüber. An umgeworfenen Tassen, hinuntergeschobenen Honigbrötern, Streit um das letzte Tortenstück wird es wohl nicht gefehlt haben, aber mein Gemüt war damals gegen dergleichen Ergötzlichkeiten so abgehärtet, daß es keinen Eindruck davon behalten hat. Aber als Nummer vierzehn bis siebzehn, die vier Pfarrersbuben von Fremersbach, in die Kinderstube geführt wurden — „der Kranzschrecken" hießen sie in der Diözese —, da wurde die Sache bedeutend. Ich erinnere mich von diesem Augenblicke an des gringfügigsten Umstandes.

Alle vier waren in pfarrherrliches Schwarz gekleidet. Die Hosen waren sehr lang, breit und schillerten ins Weltliche. Während wir andern Buben Kittel mit großen hellen Knöpfen trugen, hatten die vier Brüder kurze schwarze Wämser an mit kleinen schwarzen einreihigen Knöpfen. Wären sie schmächtig und schmiegsam gewesen, so hätte man sie in ihrer knappen, düsteren Gewandung romantische Gestalten nennen können; aber sie waren nicht geeignet, sich gertengleich vornüber oder rückwärts zu biegen oder sich mit übereinander geschlagenen Armen an den Türpfosten zu lehnen. So wie sie waren, glichen sie eher vier stämmigen Höllenknechten. Meine Mutter nannte sie das Korps der Rache. Mein Vater bezeichnete sie nach ihren Haaren als den roten, den schwarzen, den gelben und den weißen Schrecken. Der Onkel Dekan aber, welcher der Gelehrteste im Kranze war, nannte sie die vier apokalyptischen Reiter zu Fuß.

Als der Kranzschrecken in die Kinderstube trat, schickte meine Schwester ihre drei Brüder vom Tisch weg, damit Platz würde. Sie meinte wohl auch, daß wir unsere Pflicht, den Gästen das Vorbild eines gesunden Hungers zu geben, genügend erfüllt hätten. Meine Schwester fragte, ob vielleicht noch ein weiteres Glied der Tafelrunde ganz satt geworden sei. Niemald meldete sich, und wir drei gingen zur Türe hinaus. Als der letzte wollte ich gerade über die Schwelle gehen, da hörte ich die kleine Berta mit ihrem feinen Stimmchen sagen:

„Mit dem dort
Will ich fort."

Ich entfernte mich schleunig und war schon halbwegs die Treppe hinabgesprungen, da rief mich meine Schwester zurück und händigte mir die kleine Berta ein mit dem Auftrag, recht liebreich gegen sie zu sein.

Die kleine Berta war jene überschüssige Numero achtzehn, die nicht allein Zöpfe trug, sondern wirklich nichts als ein Mädchen war. Ich gedachte die Kleine, die sich zutraulich an meine Hand gehängt hatte, an ihre Mutter abzuliefern, und ging deshalb in die Wohnstube.

Bertas Eltern wohnten zum erstenmal dem Kranze bei, und ich hatte sie nie vorher gesehen.

„Gelt, deine Mutter ist die dünne Frau mit dem schrecklichen Hut?" fragte ich unterwegs.

„Ich bin froh, daß meine Mutter nicht so dick ist wie deine."

„Oho! Und was sagst du denn zu ihrem Hut?"

„Ich habe deiner Mutter ihren Hut noch nicht gesehen."

„Eigentlich gefällt mir deiner Mutter ihr Hut viel besser als alle andern. Julie Hahnemann wird anfangen alt und tappelich."

„Wer ist Julie Hahnemann?"

„Das ist die Putzmacherin. Wo der Herr Dekan her ist, da ist auch Julie Hahnemann her. Sie ist eine brave Person, fromm und billig. Du, ich glaube, deiner Mutter ihr Hut ist furchtbar teuer gewesen."

Unter diesen Gesprächen hatte ich Berta durch alle Stuben geführt. Als wir ins Wohnzimmer zurückkehrten, fand ich endlich die Gesuchte. Die andern Kranzleute tranken Kaffee im Seitengemach. Bertas Mutter stand allein in der Wohnstube und besah sich die Bilder über dem Sofa.

„Hier ist die Berta", meldete ich und wollte mich entfernen.

„Halt, Freund!" sagte die junge, hübsche Frau.

Unwillkürlich blieb ich stehen und sah sie an. Es war etwas in ihrem Wesen, was mich nötigte, sie selber geradeso auszusondern wie ihr Töchterchen und ihren Hut. Sie war

anders als die übrigen Pfarrfrauen, auch als meine liebe Mutter. Es mußte dies der Eindruck aller gewesen sein, denn alle waren gegen sie gewählter im Ausdruck, aber auch zurückhaltender.

„Höre, Junge", sagte sie und streichelte mir den blonden Krauskopf. „Berta möchte mit den Buben spielen. Wolltest du nicht auf sie achthaben? Zu wild wird es ja doch wohl nicht hergehen."

Ich spielte mit meiner Gürtelschnalle und sagte: „Ich weiß es nicht."

„Was weißt du nicht?"

„Wie's hergehen wird."

„Aber du kannst dir es denken?"

Ich nickte sorgenvoll mit dem Kopf und schwieg.

„Nun, so sei ein artiger Ritter! Führe Berta zu den andern, und wenn es zu wild wird, beschützest du sie."

Sie nickte mir freundlich zu und ging in die andre Stube hinein.

Ich sah ihr nach und bekam einen weiteren tiefen Eindruck von Bertas Mutter. Ihr Gang war leicht und zierlich, hatte etwas Wiegendes und Schwebendes. Das war auch wieder ganz anders als bei den übrigen Pfarrfrauen. Nur etwas zu langsam schien sie mir zu gehen, und ich dachte, es müsse wundervoll aussehen, wenn sie etwas schleuniger ins Nebenzimmer schweben würde. In diesem Augenblick kam sie zurück, um ihre liegengebliebene Häkelei zu holen. Und wie sie nun wieder über die Schwelle schreiten wollte, gab ich ihr einen Stoß, so daß sie in aller wünschenswerter Schleunigkeit zu der Gesellschaft hineinflog.

Die Wirkung war wunderbar. Ein Wirrwarr von Schreckensrufen, ein Durcheinander von Fragen und Vermutungen. Tante Dekan hatte die Zitternde aufgefangen und zu einem Sessel geführt. Zum Glück spürte man der Ursache nicht weiter nach, denn die junge Frau erholte sich rasch, erklärte, daß sie durchs rasche Gehen ins Gleiten gekommen sei und jetzt selber über den Vorfall lache.

„Das war lustig", sagte Berta, die sich mit mir im Klavierwinkel versteckt hatte. „Laß einmal auch die dicke Frau fliegen, die jetzt gerade herauskommt. Das wird noch lustiger."

Es war meine liebe Patin, die soeben schwerfällig durch die Stube schritt und im Schlafzimmer verschwand. Nach einer Weile kehrte sie zur Gesellschaft zurück. In dem Augenblick, wo sie über die Schwelle treten wollte, gab ich ihr mit aller Kraft einen Stoß, daß sie trotz ihrer Körperfülle leicht wie ein Federball in das Zimmer hineinflog.

K. Gebhardt: Jugend und Alter.

Auch diesmal war Tante Dekan die Retterin. Ich sah gerade noch, wie meine Patin die Tante in die Arme schloß und in ihren Schoß niedersank. Dann hielt ich es geraten, den Schauplatz dieser Heldentat schleunigst zu verlassen. Berta sprang an meiner Hand die Treppe hinunter, und wie wenn nichts geschehen wäre, gesellten wir uns zu dem übrigen Haufen, der im Höfchen versammelt war.

„Was ist denn da droben vorgegangen?" fragte meine Schwester erschrocken und lauschte auf die Schreckensrufe, die aus dem Gesellschaftszimmer herunterschollen. Wir wußten natürlich von nichts. Berta blinzte mir listig zu, und meine Schwester eilte ins Haus.

Der rote Schrecken sah ihr nach und sagte: „So wird's erst schön! Jetzt wollen wir ‚Berta' spielen."

Und wie auf Kommando kauerten die vier Unholde auf dem Boden rings um das Mädelchen her, verzerrten scheußlich ihre Gesichter und riefen, mit den Zeigefingern deutend: „Aeh, äh, die Berta! Die Berta!"

Bertachen drehte sich im Kreise herum, verbiß tapfer

ihre Tränen und antwortete stummen Munds, aber mit sprechenden Händlein: Ihr Elenden, ich verachte, ich verabscheue euch!

Ich selbst wußte nicht, ob ich mit den Kobolden „Berta" spielen oder meinen Schützling verteidigen sollte. Da kam meine Schwester lachenden Mundes zur Haustüre heraus und erzählte: „Kinder, in der Wohnstube spukt's. Der Kapuziner geht um am hellichten Tag. Die Herren sind in die Studierstube zur Textbesprechung gegangen. Da haben die Damen nach dem Wohnzimmer zugeriegelt und gehen durch die Küche. Aber jetzt wollen wir etwas Ordentliches spielen. Wir spielen Krieg. Neun kommen in die Festung, und neun sind die Angreifer. Die Bohnenstecken im Schweinestall und im Entenstall sind die Waffen. Geworfen wird nicht."

Der hintere Teil des Höfchens war von einem Holzschuppen bedeckt. Aus dem Hochgeschoß des Hauses ging ein Holzboden zur Scheuer hinüber. Dieser war überdacht und hatte eine Lattenwand gegen das Höfchen zu. Hier wurde das gesägte Kleinholz aufbewahrt. Der Raum unter dem Boden war ein leeres Gelaß, mit dem gleichen Pflasterboden wie der Hof und durch ein Holzgatter von diesem geschieden. In das Haus hinein waren ein Schweinestall und ein Entenstall gemauert, die aber schon lange nicht mehr benutzt wurden. Die Oeffnungen der beiden Ställe gingen in den halbdunkeln Raum unter dem Holzboden.

„Hier die Remise ist die Festung", sagte meine Schwester; „der Schweinestall ist die Nordzitadelle und der Entenstall ist die Südzitadelle."

Nun wurden die Waffen verteilt. Dreißig Bohnenstecken wurden in den Hof getragen für die Angreifer, dreißig wurden im Verschlag gelassen für die Verteidiger, der Rest wurde in die Scheuer geschlossen.

Darauf wurde gelost, wer verteidigen, wer angreifen sollte. Wohlweislich ließ aber meine Schwester den Kranzschrecken eine gesonderte Verlosung abhalten. Der Rote und der Gelbe kamen zu den Verteidigern, der Schwarze und der Weiße zu den Angreifern. Ich loste für die Festung, Berta für die Gegenseite. Da sie bei mir bleiben wollte, wurde sie gegen meinen kleinen Bruder ausgetauscht.

Nun zogen sich die Angreifer in das Haus zurück, und uns war eine Viertelstunde Zeit gegeben, die Festung in Verteidigungszustand zu setzen.

Wir verschanzten uns aufs kunstvollste. Mit Strohseilen und Stricken banden wir die Gattertüre zu, die leider kein Schloß hatte. Wir wälzten einen Hackklotz davor und schichteten Bretter in die Höhe, die wir mit langen Holzscheiten gegen die Tür stemmten. Dann verteilte meine Schwester, die der Kommandant der Festung war, die Verteidiger. Wir waren bereit und warteten atemlos.

Da ertönte die Angriffsfanfare. Die Tür sprang auf, und mit wildem Geheul stürzten die Feinde in den Hof, geführt vom weißen Schrecken.

Sie storchelten mit ihren Bohnenstecken herein, wir storchelten hinaus. Sie stemmten wider die Bretter und suchten sie umzuwerfen, und wir suchten mit unsern Waffen ihre Stangen zu Boden zu schlagen. Vor allem zielten sie auf die Strohseile und die Stricke und mühten sich, sie zu beschädigen und auseinander zu reißen, und wir begegneten mit unsern Wehren ihren Waffen in Stoß und Gegenstoß. Dazu schrien wir und sie aus Leibeskräften. Unser Feldgeschrei war „Jerusalem", das ihre „Ali-Pascha".

Meine Schwester kommandierte mit gellender Stimme: „Die linke Bastei in Gefahr! Fritz, Albert, herbei! Schlagt nieder, schlagt nieder!"

Und der Feldherr der Angreifer erfüllte das Dorf mit bestialischem Gebrüll.

Endlich nahm die Wut der Stürmer ab. Die Gegner waren erschöpft, ihre Waffen lagen zum großen Teil zerbrochen da. Die unsrigen waren noch alle ganz, und die Befestigung stand fast unverletzt. Ein Strohseil war zerschlissen und ein Knoten war gelockert. Aber wir hatten noch Seile in Reserve, und die Basteien und Schanzen waren um keines Fingers Breite gewichen. Kein Zweifel, wir hatten gesiegt. Unter unserm Hohngeschrei zogen die Angreifer in das Haus zurück. Wir fielen uns um den Hals und jauchzten. Die kleine Berta war ganz aus dem Häuschen vor Lust, und meine Schwester fing an zu singen:

„Jerusalem, du hochgebaute Stadt,
Fest stehst du wie ein Fels!"

Aber auch das Frohlocken macht müde. Wir sicherten aufs neue unsere Befestigungen, dann kauerten wir uns zusammen und fragten uns: „Was sie jetzt wohl miteinander aushecken mögen?" (Fortsetzung folgt.)

Chrysanthemum.

Im Herbst sind sie überall zu sehen, diese stillen Blumen. Am meisten vielleicht trifft man sie auf den Friedhöfen, wo sie als letzte Blumen des Jahres die Gräber schmücken. Ein wenig fremd sind sie ja noch, und über ihren Blüten liegt es immer wie ein Heimweh nach ihrer Sonnenheimat, und in ihren Farben ist nie ein restloses Sichfreuen. Wie sollten sie auch? Hier ist ja alles so anders als bei ihnen daheim, und sie müssen so viele, viele graue Nebeltage durchblühen.

In ihrem ganzen Wesen ist etwas Gütiges, und ihre Formen sind alle weich und mild. Das Grün ihrer Blätter ist wie von einem Silberschimmer gedämpft, vielleicht ist von dem silbrigen Herbstnebel drangeblieben.

Die Blumen selber sind auch voll Weichheit. Zarte, lange, schmale Blütenblätter schmiegen sich aneinander und eng zusammen. Jedes hat seinen Platz gefunden und gehört einfach grad an diese Stelle und in die Lage, die es inne hat, und erfüllt dort mit Hingabe seine Bestimmung. Es liegt überhaupt in der ganzen Pflanze eine rührende Hingabe, als wollte sie, als letzter Blüher, sich uns so ganz und so lange wie möglich geben.

Und dann eben die Farben! Dieses Weiß voll Reinheit, und das Gelb, in dem es golden schimmert, und jenes, an dem ein Zitronenfalter von seinen Schwingen den Schmelz abgestreift haben könnte. Unter den roten Blumen gibt es eine, in deren Farbe es wie verhaltenes, wehes Weinen liegt. Und auf einer andern ist wohl vom letzten Abendgold ein Rest zurückgeblieben. Aber von dem zarten Blumenrot kann ich mir das Werden auch denken: es wird in einer kalten Nacht gewesen sein, daß sich eine der schneeweißen Blüten so sehr nach der Sonne und ihrer Wärme sehnte. Und als am Morgen die ersten Strahlen den Himmel färbten, da freute sich die Blume so sehr, daß sie sich wünschte, dieses Frührot möchte ihre Farbe werden.

Nein, Chrysanthemen haben nichts vom Sonnenjubel in sich. Und es ist gut so, mir ist, der blütenleere Winter müßte uns sonst noch mehr schrecken.

Margrit Volmar.